



Faszination Unterwasserarchäologie: Spuren unserer Vorfahren in Fluss und See

Tapeten in Zürich, Zürcher Tapeten: ein paar Hinweise

«Nun ist der alte Kasten todt». Zum Brand des Zürcher Stadttheaters am Neujahrstag 1890

Glossar | Tournee | Trouvaille | Standpunkt | Lokaltermin | Lesestoff



Liebe Leserinnen und Leser

«Das Interesse für die Archäologie und Kulturgeschichte zu fördern» – ihren statutengemässen Zweck erreicht unsere Stiftung wohl auf keinem Weg unmittelbarer als mit dem Jahresheft.

«einst und jetzt» ist allerdings kein Jahresbericht, will weder Gesamtüberblick noch statistische Vollständigkeit bieten. Vielmehr strebt die Hefreihe an, in farbigen Streiflichtern einzelne Arbeitsbereiche von Archäologie und Denkmalpflege zu beleuchten, diesmal etwa die Bedeutung der Unterwasserarchäologie oder jene der Herstellung historischer Tapeten.

Mit zusätzlich Dutzenden von Einzelinformationen: Wie kam Vulkanasche in die Seekreide im Greifensee, wie das Skelett eines russischen Soldaten aus einem Zürcher Massengrab in die Totenkapelle auf dem Gotthard, und welche Reste fanden sich vom Zürcher Aktientheater? – Eigentlich schade, dass es aus finanziellen Gründen nur zu einer Ausgabe von «einst und jetzt» pro Jahr reicht.

STARCH Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich

Dr. Oscar Fritschi
Präsident des Stiftungsrats

Liebe Leserin, lieber Leser

Sortieren Sie zuhause Ihren Müll? Landen Bioabfälle im Kompost, werden Karton, Papier, Metall und Textilien getrennt, das Glas in die entsprechenden Container geworfen und der Rest via Kehrichtsack zentral verbrannt?

Unsere Ahnen waren ganz offensichtlich weniger konsequent als wir es heute sind. In den Pfahlbaufundstellen unserer Seen finden sich sämtliche Hinterlassenschaften – von durchaus brauchbaren Gerätschaften und Gefässen bis zu Speiseabfällen und allerlei Unrat – in und zwischen den Hausruinen. Eigentlich eine ziemliche Sauerei, für die Archäologie aber ein Glücksfall! Überhaupt verbergen sich unter Wasser, hinter Tapeten und unter Brandschichten ungeahnte Schätze und Zeugen von Geschichte(n).

Das macht die Faszination unseres Berufs aus: Nicht an der Oberfläche bleiben, sondern immer und überall dahinter und darunter schauen. Gerne nehmen wir Sie mit auf diese Entdeckungsreise.

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich

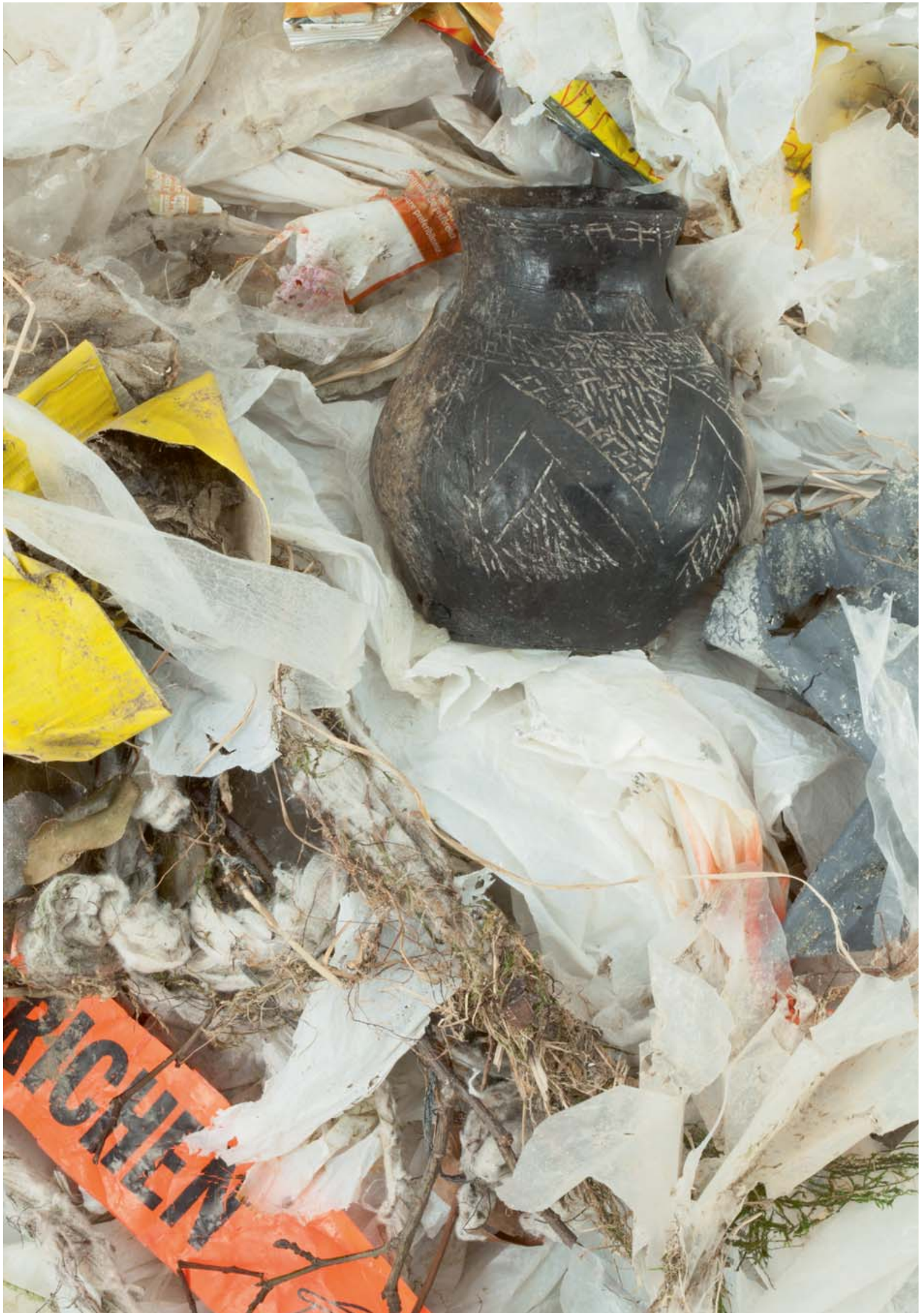
Dr. Beat Eberschweiler
Abteilungsleiter



Faszination Unterwasserarchäologie:
Spuren unserer Vorfahren in Fluss
und See

Tapeten in Zürich, Zürcher Tapeten:
ein paar Hinweise

GLOSSAR	Apotropaion, Haederlikartei	14
<hr/>		
TOURNEE	Eine Türe vom Schloss Knonau für das Haus der Bogenschützen	15
	Der karolingische Schlüssel aus dem Keller der Zimmerleuten	
<hr/>		
TROUVAILLE	1799 – 1976 – 2012	16
<hr/>		
	«Nun ist der alte Kasten todt». Zum Brand des Zürcher Stadttheaters am Neujahrstag 1890	18
<hr/>		
STANDPUNKT	Anfassen erlaubt!	22
<hr/>		
LESESTOFF	Lohnende Lektüre	34
<hr/>		
LOKALTERMIN	Mammutmuseum Niederweningen: Riesige Skelette und ein Mammutbaby	34
	Ortsmuseum Sust Horgen: Horgener Kultur, Säumerei und Seidenindustrie	35
<hr/>		



Faszination

Unterwasserarchäologie:

Spuren unserer Vorfahren

in Fluss und See

Autoreifen, Plastikmüll, Glasflaschen, Büchsen, Fahrräder: Was heute schon fast täglich in den See gelangt, ist natürlich kein repräsentatives Abbild unserer Zeit. Aber solange es dort liegen bleibt, wird es künftigen Archäologen als Geschichtsquelle für die Rekonstruktion der Vergangenheit dienen – und damit einen kaum sehr vorteilhaften Eindruck unserer zivilisatorischen Errungenschaften hinterlassen.

ebe. Als Archäologietaucher vor einigen Jahren an den Fundamenten der Zürcher Bauschanze arbeiteten, um an die jungsteinzeitlichen Schichten einer Pfahlbaufundstelle zu gelangen, mussten zuerst Einkaufswagen, Sonnenschirme, Teller und Gläser beiseite geräumt werden. Im Abfall der Gartenbeiz kam überraschend auch eine kleine, elegante Geldbörse zum Vorschein. Das für den Jugendstil typische silberne Kettengeflecht datierte den Fund in das beginnende 20. Jahrhundert. Der Inhalt, 10- und 20-Rappen-Stücke mit Prägedaten von 1918 bis 1923, liess den Verlust auf die Zeit um oder kurz nach 1923 einengen.

Obschon ein Zufallsfund, ist er doch typisch: Archäologie unter Wasser beschäftigt sich sehr häufig mit kleinen, ungewollten Abgängen wie dem Damenportemonnaie oder auch mit grossen Verlusten wie gesunkenen Schiffen oder gar verlorenen Leben. Schon immer wurden – aus den Augen, aus dem Sinn – Gegenstände in Gewässern entsorgt, und oft versanken wegen schwankenden Wasserständen und Uferabbrüchen Stege und ganze Dörfer im See. Genau dies macht die Faszination der Unterwasserarchäologie aus: Vieles liegt noch immer da wie damals, unter der Wasseroberfläche, sehr oft nicht einmal besonders tief.

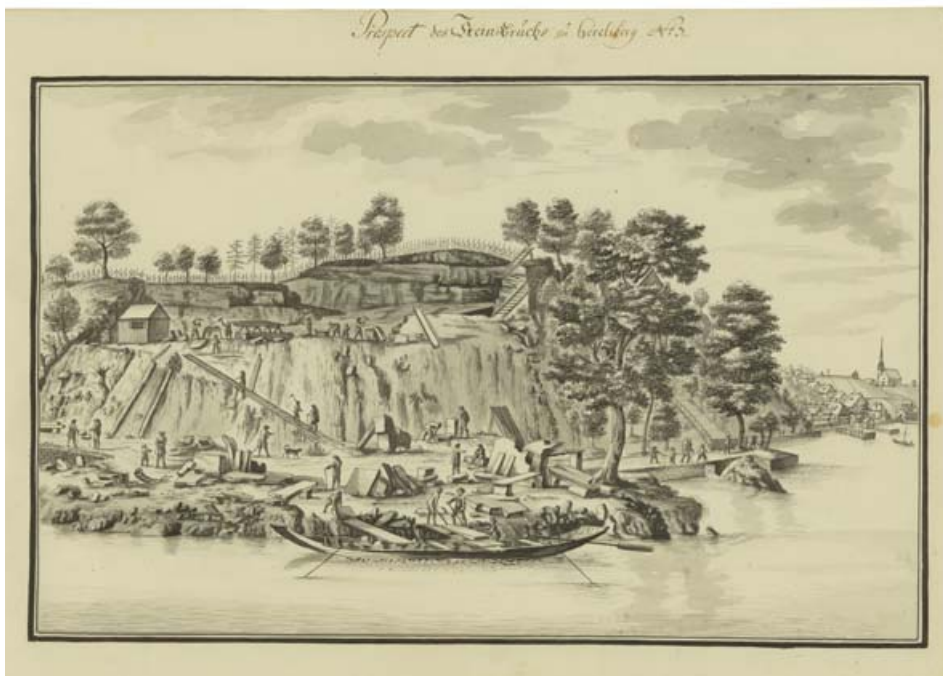
Zurück zum Kleingeld. Solches wurde auch auf der anderen Seite der Quai-Brücke, ungefähr 400 Meter im See draussen, gefunden. Dort befand sich vor knapp 2000 Jahren eine recht grosse Insel, die erst im 19. Jahrhundert so weit abgebaggert worden ist, dass sie heute auch bei niedrigem Wasserstand nicht mehr zum Vorschein kommt. Auf der kaum mehr bekannten Untiefe stand einst ein römischer Rundtempel. Er wurde bei der Aufnahme von Schäden durch die Unterwasserwellen der Kursschiffahrt völlig zufällig entdeckt. Am Seegrund lagen viele Sesterzen und Asse – römisches Kleingeld, (sparsame) Opfergaben als Dank für die glückliche Überquerung des Sees?

Zürichsee. Assemblage, Suchbild mit Zivilisationsabfällen. Im modernen Plastikmüll liegt ein 6000 Jahre alter Topf aus der Jungsteinzeit.



Greifensee. Im Schlick präsentiert sich dem neugierigen Egli ein menschliches Skelett. Die halb erodierte Schädelkalotte liegt zwischen den Schien- und Wadenbeinen knapp auf Kniehöhe. (Amt für Städtebau Zürich, Unterwasserarchäologie)

Zürichsee. Baumaterial aus dem Steinbruch in Herrliberg wurde einst auf dem Seeweg abtransportiert. Zeichnung von JJ. Hofmann 1771. (Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich)



Schiffbruch auf dem Zürichsee

Hätte Arnold Bürkli in den 1880er-Jahren seine Pläne gänzlich umsetzen können, hätten wir heute nicht bloss die prächtigen Quai- und Parkanlagen am See mit dem Bürkliplatz im Zentrum, sondern überdies eine vorgelagerte Insel mit Teehaus. Für diese radikale Umgestaltung im untersten Seebecken, die Zürich von einer Stadt am Fluss zu einer Stadt am See erhob, musste im 19. Jahrhundert massenweise Material aus den Sandsteinbrüchen bei Bäch und Schmerikon nach Zürich gebracht werden. Dafür standen über 20 Meter lange, hölzerne Lastsegelschiffe zur Verfügung, welche die Strecke in zwölf Stunden zurücklegen konnten. Alte Aufnahmen zeigen ganze Lastzüge, also mehrere aneinander gehängte Lastensegler im Schlepptau kleiner Dampfschiffe. Einige der Konvois aus diesem regen Transportverkehr gelangten nie an ihr Ziel, sie sanken bei plötzlichen Föhn- oder Westwindstürmen vor den Ufern der Seegemeinden. Zeitungsartikel in «NZZ» und «Zürichsee-Zeitung» schildern diese Unglücke sehr anschaulich. Die Entdeckung solcher Wracks hängt allerdings sehr vom Zufall ab: «Gesunken vor Obermeilen» ist eine nicht eben exakte Ortsangabe. Aber dank Meldungen von Fischern, deren Netze sich an Wrackteilen verfangen haben, und dank aufmerksamen und neugierigen Sporttauchern konnten unterdessen einige dieser versunkenen Schiffe lokalisiert werden.

Ob es bei diesen Unglücken beim materiellen Verlust von Schiff und Ladung blieb oder auch Menschen ihr Leben verloren, müsste recherchiert werden. Aber auch ohne tiefeschürfendes Quellenstudium ist klar, dass dort, wo sich seit jeher Menschen am und auf dem Wasser aufgehalten haben, sei es als Reisende, Transporteure oder Fischer, im Lauf der Jahrtausende einige von ihnen ihr nasses Grab gefunden haben.



Pfäffikersee. In der Flachwasserzone erkennt man deutlich die zahlreichen zickzackförmig in den Seegrund gesteckten Holzstickel der Fischfache.
(Simon Vogt KA)

6000 Jahre Fischerei hinterlassen ihre Spuren

Der etwas makabre Fund eines menschlichen Skeletts überraschte die Archäologentaucher der Stadt Zürich im Greifensee. Alle Knochen lagen offen am Seegrund, aber immer noch weitgehend im anatomischen Verbund. Das Gesamtbild war jedoch eher skurril: Der Oberkörper lag nämlich zwischen den Beinen, einem zugeklappten Sackmesser nicht unähnlich. Ein solcher Befund kann offenbar bei Wasserleichen entstehen, die nicht mehr auftauchen und während der Zersetzung und Gasbildung kurze Zeit am Seegrund sitzen, um dann bei der weiteren Verwesung mit dem Oberkörper nach vorne zu kippen. Die Datierung blieb ungewiss, bis die Radiokarbonaten vorlagen. Der etwa 40-jährige Mann kam vor 2500 Jahren, am Ende

der älteren Eisenzeit, ums Leben. Ob er im Eis einbrach oder beim Fischen aus dem Boot fiel, lässt sich natürlich nicht mehr rekonstruieren. Letzteres scheint nicht unwahrscheinlich, gab es im Umfeld dieses aussergewöhnlichen Fundorts doch zahlreiche Hinweise auf die Fischerei, und dies gleich über Jahrtausende hinweg: Da lagen flache, gekerbte Steine mit Resten von Baumbastbindungen als Netzbeschwerer (4500 v.Chr.), Angelhaken aus Bronze (1000 v.Chr.), Netzschwimmer aus Pappelrinde (1000 n.Chr.), Garne und Bleikügelchen (modern).

Die Fischerei in früheren Zeiten lässt sich aber nicht nur tauchend am Seegrund nachweisen, sondern auch aus der Luft. Bei ruhigem, klarem Wasser kann

man vom Kleinflugzeug aus allorts zickzackförmige Strukturen im Flachwasser vor den Schilfgürteln erkennen. Es handelt sich dabei um sogenannte Fischfache, Fischleitsysteme, an deren engen Enden Reusen angebracht waren. Wie die bisherigen Untersuchungen im Wasser und in den Archiven zeigen, dürften die meisten dieser Anlagen aus dünnen Tannenstickeln aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen. Es gibt aber auch erste Hinweise darauf, dass diese Leichtbauweise für den Fischfang deutlich weiter zurückreichen könnte, sogar bis in die Urgeschichte. Eine eigentliche Konzentration solcher Zickzack-Strukturen findet sich rund um den Seedamm von Rapperswil, im Grenzgebiet zweier Seen und dreier Kantone.



Uralte Seeübergänge

Beim Rapperswiler Seedamm lassen sich neben den zahllosen Tannenstickeln der Fischer vermehrt auch grössere Pfähle ausmachen. Die Resultate der ersten Tauchkampagnen sind mehr als erstaunlich und machen die Region zu einem archäologischen Fundplatz allererster Güte: Die Pfähle streuen nicht etwa beliebig, sondern bilden eine Art Pfahlstreifen, in dem sich verschiedene Linien voneinander trennen lassen. Es handelt sich dabei um nicht weniger als die Reste von bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Stegen, aber auch von römischen und frühmittelalterlichen Brücken!

Damit nicht genug, wurden rund um die bronzezeitlichen Pfähle etliche bronzene Gegenstände gefunden, zur Hauptsache Nadeln, Dolche und Beile. Es kann sich dabei kaum um ungewollte Verluste bei der Seequerung über die schwankenden Planken handeln. Die selektive Beschränkung auf einige Objektgattungen und deren Datierung passt in ein europaweit beobachtetes Muster: Nicht durch Zufall, sondern durch das gewollte Deponieren von wertvollen Gegenständen an einem besonderen, «heiligen» Naturort, kamen diese Funde auf dem Seegrund zu liegen.

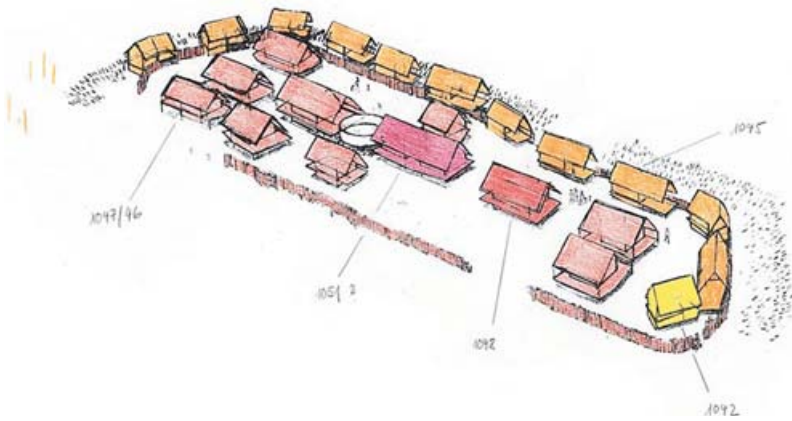
Auch in der Limmat, beim Zürcher Rathaus und weiter unten im heutigen Lettenkanal, kamen bei Baggerarbeiten im 19. Jahrhundert zuhauf Bronzefunde zum Vorschein – mehrheitlich wiederum Nadeln, Dolche und Beile. Leider wurden diese Fundplätze viel zu früh entdeckt und damals nur ungenügend dokumentiert. Künftigen Baumassnahmen im Flussbett ist deshalb, ungeachtet der tauchtechnischen Mehraufwände, unbedingt eine besonders hohe Aufmerksamkeit zu schenken.

Limmat und Zürichsee. Assemblage, Suchbild mit entsorgten oder verlorenen Gegenständen. Zwischen modernem Fundgut liegen ein Portemonnaie mit Schweizer Kleingeld und römische Münzen.



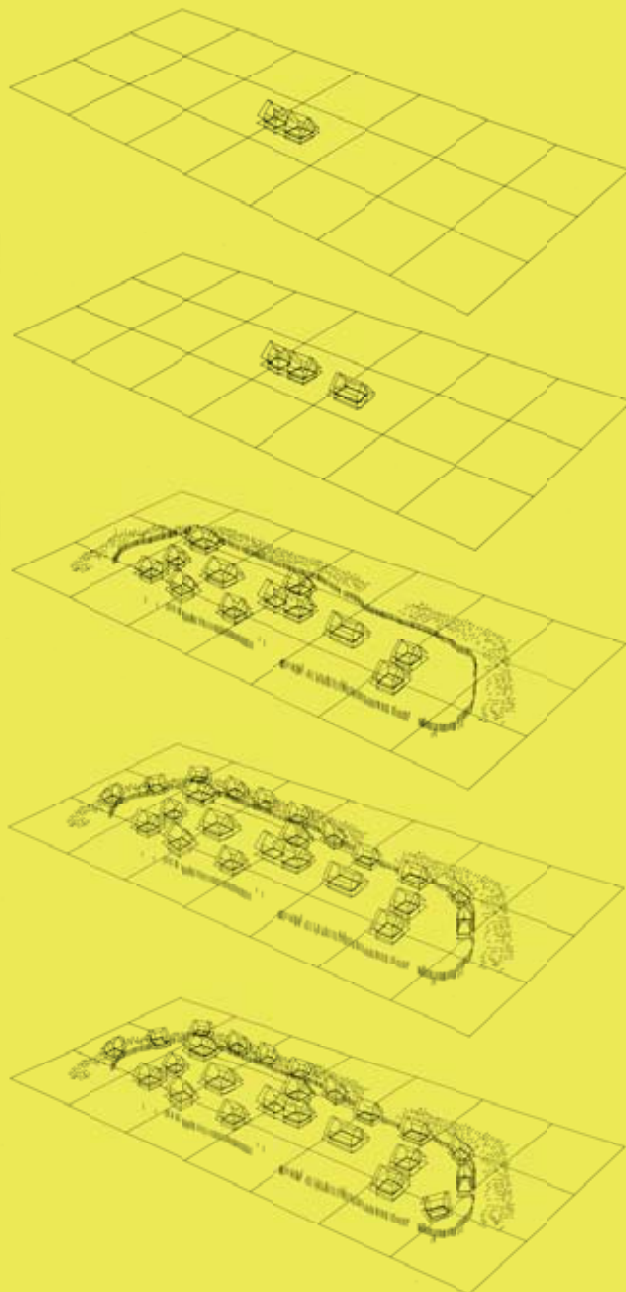
Zürichsee. Unmittelbar neben dem Seedamm Rapperswil / Hurden ragt ein stark erodierter Pfahlkopf mit Vierkantloch aus dem Seegrund – der letzte Rest einer bronzezeitlichen Brückenkonstruktion. (Amt für Städtebau Zürich, Unterwasserarchäologie)

Thur. Bei Arbeiten im teilweise trockengelegten Flussbett bei Andelfingen kamen unter dem heutigen Übergang die Pfahlköpfe von Jochen verschiedener Vorgängerbrücken zutage.



Greifensee. Kolorierte Skizze zur Visualisierung der Siedlungsphasen im 3000 Jahre alten spätbronzezeitlichen Dorf von Greifensee-Böschchen. (Amt für Städtebau Zürich, Unterwasserarchäologie)

Greifensee. Vom ersten Haus bis zum fertigen Dorf in weniger als zehn Jahren:



a 1051 v.Chr.

b 1048 v.Chr.

c 1047/46 v.Chr.

d 1045 v.Chr.

e 1042 v.Chr.

Zürcher Ufersiedlungen sind Weltkulturerbe!

Archäologiettaucher beobachten und schützen seit nun bald einem halben Jahrhundert die wohl bekannteste Fundgattung im Wasser. Gemeint sind die Pfahlbauten, präziser die Ruinen von Siedlungen der Stein- und Bronzezeit im Flachwasserbereich unserer Seen. Seit Juni 2011 sind die wissenschaftlich wertvollsten Fundplätze UNESCO-Weltkulturerbe: 111 Stellen rund um die Alpen, davon alleine 56 in der Schweiz. Und immerhin sieben vollständig sowie zwei weitere partiell in den Zürcher Gewässern zählen dazu.

Die erfolgreiche Aufnahme von Zürcher Pfahlbauten in die Liste des Weltkulturerbes mag erstaunen. Die zugegeben kaum besuchbaren Plätze dürfen damit nämlich in einem Atemzug genannt werden mit kulturgeschichtlichen Highlights wie dem Schloss von Versailles, der Akropolis in Athen, den Pyramiden von Gizeh, dem Taj Mahal in Indien, der Chinesischen Mauer und den Linien und Bodenzeichnungen von Nazca in Peru. Die Begründung liegt auf der Hand: Dank Luftabschluss und dauernd feuchtem Milieu konnten sich die allermeisten Reste der prähistorischen Seeufersiedlungen in unglaublicher Qualität erhalten. Nahrungsmittel, Gerätschaften aus Holz, Geweih und Knochen, textile Reste aus Bast und Flachs findet man wegen dieser optimalen Erhaltungsbedingungen so vor, wie wenn sie eben erst produziert worden wären.

Auch von den Häusern und Dörfern sind viele Baureste noch erhalten: Pfähle von Hausständern, Reste der Wände und der Dächer. Über die Bauhölzer lassen sich etliche Bauphasen und Reparaturen auf das Jahr genau datieren; dies eröffnet ungeahnte Einblicke in die Siedlungsdynamik und -entwicklung. Die absolut datierten Hölzer erlauben zudem, das zugehörige Fundmaterial zeitlich genau einzuordnen. So lassen sich Entwicklungsgeschwindigkeiten

und -richtungen abschätzen und erkennen. Weil insbesondere die Keramikscherben, d.h. ihre Formen und Verzierungen, in einer Region zur selben Zeit einander erstaunlich ähnlich sind, können Kulturgruppen voneinander abgegrenzt und Beziehungen zu benachbarten Gruppen erkannt werden. Dank guter Material- und Typenkenntnisse lassen sich Fremdformen und ortsfremde Rohmaterialien erkennen, was wiederum Aussagen zu den oft weitreichenden Handelsbeziehungen erlaubt.

Vor über 15 Jahren inventarisierte die Stadtzürcher Tauchequipe im Auftrag der Kantonsarchäologie die Fundstellen in allen Seen. Sie schwamm nicht nur sämtliche Uferzonen des Zürichsees nahezu lückenlos ab, sondern auch die Kleinseen im Kanton. In einigen dieser Gewässer wie dem Türlensee hinter dem Albis oder dem Husermersee im Weinland konnten dabei alte Meldungen von Funden aus der Pfahlbauzeit bestätigt werden. In anderen Seen, wie dem Lützel- und dem Egelsee oder dem Hüttnersee, blieben Entdeckungen auch nach den Tauchgängen im teils trüben Wasser aus. Insgesamt sind heute im Kanton mehr als 70 Siedlungskammern an den Seen bekannt, in denen unsere Vorfahren vor etwa 6300 bis 2800 Jahren ihre Dörfer errichteten – insgesamt handelt es sich um mehrere hundert Siedlungen. Wir wissen von ihrer Existenz, weil an günstigen Orten über die Jahrtausende hinweg immer und immer wieder gesiedelt worden war. Diese lange Abfolge führte in der Frühzeit der Forschung allerdings zur irrigen Annahme, man habe echte Pfahlbaudörfer vor sich: Hütten auf einer gut abgestützten Plattform im See draussen. Nicht bekannt war, dass die vielen Pfähle nicht gleichzeitig gesetzt worden waren, sondern die Summe unzähliger Bau-, Umbau- und Neubaumassnahmen abbilden, die zeitlich teils vielleicht nur eine Saison, teils aber auch mehrere Jahrhunderte voneinander getrennt sind. Im Gegensatz zur Fülle der Hinweise auf Behausungen und Aktivitäten der damaligen Bevöl-

kerung kennen wir seltsamerweise nur eine Handvoll gleichzeitiger Gräber oder etwas überspitzt formuliert: Zu einer der spannendsten und am besten erforschten Zeitepochen fehlen uns die Toten.

10 000 Tauchstunden für ein Dorf im Greifensee

Während uns die Informationen zu den Toten fehlen, lässt sich über die Lebenden nur schon anhand der genauen Untersuchung eines einzelnen Dorfes überraschend viel erzählen. Die spätbronzezeitliche Dorfruine Greifensee-Böschen im unteren Seebecken des Greifensees ist mit über 10 000 Tauchstunden sicher eine der am besten erforschten Unterwasserfundstellen der Welt. Schliesslich gelang es, den vollständigen Dorfplan mit 24 Hausgrundrissen und den dazugehörigen Zäunen zu rekonstruieren und nicht weniger als zwei Tonnen Fundmaterial zu bergen. Dank der Jahrringdatierungen lässt sich eine erstaunliche Dorfgeschichte rekonstruieren. Die Hausruinen bestanden aus kastenähnlichen, in Blockbauweise gefügten zentralen Teilen, um die herum in bester Bautradition etliche Pfahlschuhe (Fundationsplatten) angeordnet waren – verglichen mit zeitgleichen Dörfern zwischen Genfersee und Bodensee eine völlig unübliche Konstruktionsweise.

Veränderte klimatische Bedingungen ermöglichten ab etwa 1055 v.Chr., an allen Mittellandseen wieder Dörfer am Seeufer zu errichten. Im ausgewählten Beispiel vom Greifensee begann die Bautätigkeit 1051 v.Chr. vorerst nur zögerlich mit zwei Gebäuden, immerhin den grössten im Zentrum des künftigen Dorfes. Erst zwei bis drei Jahre später wurde eine erste Reihe von Häusern errichtet (1049/48 v.Chr.) und darauf im Jahr 1047 v.Chr. der Zaun und gleichzeitig eine äusserst abweisende igelartige Anlage installiert. Warum bereits zwei Jahre später viele weitere Kleinbauten aufgerichtet wurden, die über den eben erst erstellten Zaun hinaus ragten und





Linke Seite: Zürichsee. Assemblage, Suchbild. Inmitten entsorgter oder verlorener Gegenstände liegt ein jungsteinzeitlicher Import, ein Silexdolch aus norditalischem Feuerstein.

Greifensee. Blick auf eine Profilwand in etwa vier Metern Wassertiefe. Zwischen den Marken 06 und 07 auf der Messlatte erahnt man die hauchdünne Vulkanascheschicht. (Amt für Städtebau Zürich, Unterwasserarchäologie)



Zürichsee. Zwei jungsteinzeitliche Töpfe, einmal rundbodig und damit kulturell in die Westschweiz weisend, einmal flachbodig und damit eindeutig gegen Osten und zum Bodensee hin orientiert.

ihn überflüssig machten, ist ein Rätsel. Denn eigentlich lässt das kontinuierliche Wachstum über mehrere Jahre eher an Pioniere und eine ohne Eile nachfolgende Dorfbevölkerung denken. Die letzte Bautätigkeit ist für 1042 v.Chr. belegt, jüngere Reparaturphasen fehlen. Die vielen verbrannten Bauteile und Fundobjekte machen eine Zerstörung des gesamten Dorfes nur neun Jahre nach der Gründung sehr wahrscheinlich; ein Wiederaufbau fand nicht statt. Der Brand ist ein archäologischer Glücksfall, denn dadurch haben sich die mobilen Güter in und um die einzelnen Hausstellen erhalten.

Die zahlreichen Funde ermöglichen manche Hypothese zur Organisation der damaligen Siedlung – sie lassen aber auch Fragen offen. Betrachtet man beispielsweise die Verteilung der Bronzen und der Keramikgefässe, so meint man zu erkennen, dass der Bauboom von 1045 v.Chr. eher Lagerräumlichkeiten schuf, weil diese beiden Fundgattungen dort kaum vorkommen.

Im Dorfzentrum hingegen sind die grossen Vorratsgefässe und sonstige Keramik so zahlreich, dass nicht an «normale» Wohnräume, sondern vielmehr an eine kollektive, zentralisierte und dichte Aufbewahrung von Behältnissen aller Art zu denken ist. Warum aber in einem Haus über 400 Gefässe

aller Formtypen, in einem benachbarten fast ausschliesslich Schalen und im Zentrum bei den beiden Pionierbauten vor allem kleine und grosse Becher lagen, bleibt letztlich unbeantwortet. «Trinkstube», «Männerhaus» oder «Dorfbeiz» lauteten die während den Grabungen spontan geäusserten Vermutungen. Sie sind aus wissenschaftlicher Sicht zwar völlig unbewiesen, aber im Kern vielleicht doch nicht ganz falsch. Bei anderen Häusern zeigten sich Fundkonzentrationen mit Webgewichten und «vernünftiger» Scherbenmengen. Hier dürften Webstühle gestanden haben, was zusammen mit dem Geschirr für ganz normale Wohnbauten spricht.

Etwa 2,5 Meter unter der Schicht mit den spätbronzezeitlichen Resten wartete eine weitere erstaunliche Entdeckung auf die Taucher. In der natürlich abgelagerten, eigentlich durchgehend weissen Seekreide zeichnete sich deutlich eine hellgraue, dünne Schicht ab. Die Analyse stellte als überraschendes Resultat Vulkanasche fest, ausgeworfen vor etwa 13 000 Jahren bei einer nur wenige Tage dauernden Eruption eines Vulkans in der Eifel (Rheinland-Pfalz). Diese hatte die mehrfache Intensität des Ausbruchs von Mount St. Helens (1980) und die Winde trugen die graue Asche bis an den Greifensee und noch weiter südlich.

Zürich gehörte einst zur Romandie

Ein allerletzter Sprung zurück in die Gegenwart, nochmals hinüber nach Zürich zur Bauschanze und den Funden unter Wasser: In der Jungsteinzeit, so um 3900 v.Chr. herum, ging der Modetrend dahin, dass im Westen rundbodige Keramikware üblich war, im Osten hingegen Gefässe mit flachem Standboden. Dieser kleine, aber feine kulturelle Unterschied ist Bestandteil dessen, was sich heute noch als «Röschigraben» durch die Schweiz zieht. Die Trennlinie etablierte sich damals im Rahmen der sogenannten Neolithisierung der Schweiz, als Sesshaftigkeit und Bauerntum an die Stelle herumziehender Jäger und Sammlerinnen traten. Sie hat sich ganz offensichtlich über die Jahrtausende hinweg gehalten. Bloss hat sich die Grenze seither immer wieder ein wenig in die eine oder andere Richtung verschoben.

Als die Taucher die modernen Abfallschichten bei der Bauschanze beseitigt hatten und endlich diese eine Schicht genauer untersuchen konnten, stiessen sie auf das eingangs erwähnte Portemonnaie ...und auf rundbodige Keramik! Ein Beweis dafür, dass Zürich vor knapp 6000 Jahren zur Romandie gehörte.



Apotropaion

hor. Viele noch heute bekannte volkstümliche Vorstellungen wurzeln in apotropäischen Handlungen. Dabei werden bestimmte Dinge, sogenannte Apotropäen, verwendet, denen man eine charakteristische Schutzfunktion zuspricht.

Der Begriff stammt aus dem Altgriechischen und geht auf die apotropäischen Götter (apotrópaioi theoí) zurück, die in antiken Texten erwähnt werden: Götter, die Übel abhalten oder «abwenden». Auch einzelne Götter konnten den Titel Apotropaïos, «der Unheilabwehrende», tragen. Apotropaion oder Apotropäum heisst dementsprechend ein (Zauber-)Mittel, das (Unheil) abwenden soll. Der Volksglaube schrieb ihm die Kraft zu, drohendes Übel oder schädigenden Zauber von Menschen, Tieren, Gebäuden usw. fernzuhalten oder eine bereits eingetretene Plage abzuwenden. Als Apotropaion dienten Figürchen, Amulette oder auch Inschriften, häufig waren es auch Glöckchen aus Bronze, die wohl von Glöckchenspielen (sog. tintinnabula) stammen. Ihr Klang sollte die bösen Mächte vertreiben.



Berg a.I., Schloss Eigental, Inventarisierung Jan. 1967.
Was bei der Inventarisierung alles passieren kann...
(geplatze Jaucheleitung, deren Inhalt sich auf das Auto von A.Haederli ergiesst).



Haederlikartei

mul. Vor 50 Jahren begonnen, bildet das Kurzinventar bis heute eine wichtige Basis für die denkmalpflegerische Arbeit im Kanton Zürich. Es ist die einzige Arbeitsgrundlage, die den Namen eines früheren Mitarbeiters trägt.

Das 1980 abgeschlossene Kurzinventar mit seinen rund 30 000 Karteikarten ist eine Pioniertat des ersten Zürcher Denkmalpflegers Walter Drack (1917–2000). Darin sind u.a. Kirchen, Schulhäuser, Fabriken, Spritzenhäuser, Brunnen, Wohnhäuser, Grenzsteine oder Brücken sämtlicher Landgemeinden nach einem einheitlichen Raster erfasst worden. Ab 1966 betreute der junge Winterthurer Kunsthistoriker Adolf Haederli (1938–2006) das Projekt. Freie Mitarbeiter wie alt Posthalter Karl Heid in Dietikon oder Schulmeister Hans Bräm in Wald unterstützten ihn. Der «Haederlikartei» kommt bereits eine historische Bedeutung zu: Von unzähligen abgebrochenen Bauten zeugt heute nur noch die Karteikarte aus dem Schreibmaschinenzeitalter, die seit einiger Zeit auch digital vorliegt.



Eine Türe vom Schloss Knonau für das Haus der Bogenschützen

mic. 2012 wurde eine von der Kantonalen Denkmalpflege gerettete Sparrentüre aus der Knonauer Schlossscheune in das ehemalige Gesellschaftshaus der Bogenschützen beim Zürcher Lindenhof eingebaut.

Die Zürcher Denkmalpfleger bewahren in ihrem Bauteilager eine grosse Sammlung von Türblättern verschiedener Stile und zahlreicher Arten auf – begehrte «Ersatzteile» zur Wiederverwendung in passenden geschützten Objekten.

Neben der fachgerecht restaurierten, in der Grösse angepassten und nun mit einem prächtigen alten Schloss ergänzten Sparrentüre aus Knonau konnten auch barocke Zimmertüren aus Nussbaumholz im renovierten Haus Lindenhofstrasse 3 «hinter dem Hof» platziert werden. Die Schützengesellschaft hatte das Gebäude 1697 von der Stadt Zürich zur Benutzung erhalten und ihren Bedürfnissen entsprechend ausgebaut. Ihr alter Sitz am Limmatquai (heute Nr. 64) war nämlich nach dem Rathausneubau und dem damit verbundenen Abbruch des Gesellschaftshauses «Zum Schneggen» den Schildnern zum Schneggen übergeben worden.



Der karolingische Schlüssel aus dem Keller der Zimmerleuten

str. Im Sommer 2000 gelang der Kantonsarchäologie auf dem Areal des Zunfthauses zur Zimmerleuten am Zürcher Limmatquai ein spektakulärer Fund: ein Schlüssel aus der Zeit Karls des Grossen.

Das historische Ufer der Limmat lag einst unmittelbar vor den Häuserzeilen am heutigen Limmatquai. Für den Einbau eines neuen Heizkellers im Zunfthaus – sieben Jahre vor dem verheerenden Brand – untersuchte die Kantonsarchäologie in diesem Bereich den Untergrund und stiess zwischen hochmittelalterlichen Feuerstellen und einer römischen Aufschüttung auf eine Steinlage, vermutlich eine Wegbefestigung. Ein sensationeller Fund aus dieser Schicht datiert den Weg ins Frühmittelalter: ein 9 cm grosser Schlüssel aus Bronze mit charakteristischen Stilmerkmalen der Karolingerzeit. Er gehörte vielleicht zu einer Truhe und ist für die Wissenschaft ausserordentlich wertvoll, nicht nur als besonders schönes Objekt und seltener Fund zur frühmittelalterlichen Wohnkultur, sondern auch als Hinweis auf die Besiedlung rechts der Limmat. Das Landesmuseum zeigt den Schlüssel in der Ausstellung «Karl der Grosse und die Schweiz» von September 2013 bis Februar 2014.



1799
1976
2012

Ein ungewohntes Bild bot sich Ende September letzten Jahres den Touristen auf der Gotthardpasshöhe. Begleitet von einer russischen Militärmusik, einem Popen in prächtigem Ornat und über hundert Menschen wurde in der Totenkapelle oberhalb der Tremola ein russischer Soldat zu Grabe getragen. Er war vor 213 Jahren in Zürich im Kampf gegen die Franzosen gefallen.



Linke Seite: Ein kleiner Sarg mit den Gebeinen des bei Zürich gefallenen russischen Soldaten wird zur Aufbahrung vor der Totenkapelle getragen. Standarten, Prozessionskreuze und Ikonen stehen für eine Totenfeier nach russisch-orthodoxem Ritus bereit.

(Markus Graf KA)

Die Suworow-Kadetten umrahmten die Feier musikalisch. Die Absolventen der militärischen Musikschule in Moskau befanden sich gerade auf einer Gastspiel-tournee durch die Schweiz.

(Markus Graf KA)

gra. Im Sommer 1976 ist an der Wasserwerkstrasse in Zürich-Unterstrass ein Massengrab aufgedeckt worden. Man stiess dabei auf Skelette mit Schuss-, Hieb- und Stichverletzungen sowie Uniformknöpfe – deutliche Hinweise darauf, dass es sich bei den Bestatteten um im Krieg gefallene Soldaten handelt. 1799 herrschte in Zürich Krieg, nachdem im Jahr zuvor französische Revolutionstruppen kampfflos einmarschiert waren. Österreich und Russland bekämpften die Franzosen und vertrieben sie im Juni 1799 in der Ersten Schlacht bei Zürich aus der Stadt. Sechs Monate später unternahm die französische Armee unter General Masséna einen Gegenangriff. Am 25. September 1799 überquerte Masséna bei Dietikon die Limmat und vertrieb die Russen aus Zürich. Im 1976 entdeckten Massengrab dürften russische Soldaten liegen, die bei diesen Kämpfen umgekommen waren.

2010 hat die russische Gemeinschaft in der Schweiz einen Vorstoss unternommen, um die im Anthropologischen Institut der Universität Zürich aufbewahrten Skelette nach russisch-orthodoxem Ritus zu beerdigen. Als Bestattungsort war eine Kapelle auf dem Gotthardpass vorgesehen. Warum aber sollten die bei Zürich gefallenen russischen Soldaten ausgerechnet auf dem Gotthard begraben werden?

Während 1799 in Zürich die Russen unter General Korsakov den Truppen Massénas gegenüberstanden, kämpfte eine andere russische Armee unter General Suworow in Norditalien gegen die Franzosen. Nach seinem erfolgreichen Feldzug überquerte Suworow die Alpen, um zusammen mit Korsakov die Franzosen auch aus der Schweiz zu vertreiben. Masséna hatte jedoch die Russen bei Zürich geschlagen und so stand Suworow nach verlustreichen Kämpfen am Gotthard alleine da und musste sich nach Osten zurückziehen. Seine am Gotthard gefallenen Soldaten sind in der Totenkapelle auf der Passhöhe beerdigt.

Über die Wiederbestattung der Zürcher Skelette musste die Kantonsarchäologie entscheiden. Anhand ihrer Knochen hatte man vieles über die Männer im Massengrab in Erfahrung bringen können, über ihren Gesundheitszustand, ihre Ernährung und das harte Soldatenleben. Man kennt aber weder ihre Namen noch ihre Herkunft und auch ihre Religionszugehörigkeit ist unbekannt. Es waren Soldaten in russischen Uniformen, es müssen aber nicht zwingend Russen orthodoxen Glaubens gewesen sein. Vielleicht war der eine ein katholischer Deserteur aus der französischen Armee oder ein protestantischer Söldner aus Süddeutschland, vielleicht war er zwar Russe, aber Jude oder Moslem?

Die geplante russisch-orthodoxe Bestattung der Skelette wäre kaum im Sinne dieser Menschen gewesen. Man einigte sich darum auf einen symbolischen Akt. Stellvertretend für alle Gefallenen der Schlacht vor 213 Jahren wurde am 23. September 2012 eines der Skelette aus dem Massengrab in der Totenkapelle auf dem Gotthardpass beigesetzt.

Weitere Informationen zum Soldaten aus dem Massengrab, den beiden Schlachten bei Zürich und der Zeit der Franzosenkriege gibt folgendes Heft:

Zürich 1799 – Eine Stadt erlebt den Krieg. Stadtgeschichte und Städtebau in Zürich, Heft 7, Zürich 2005.

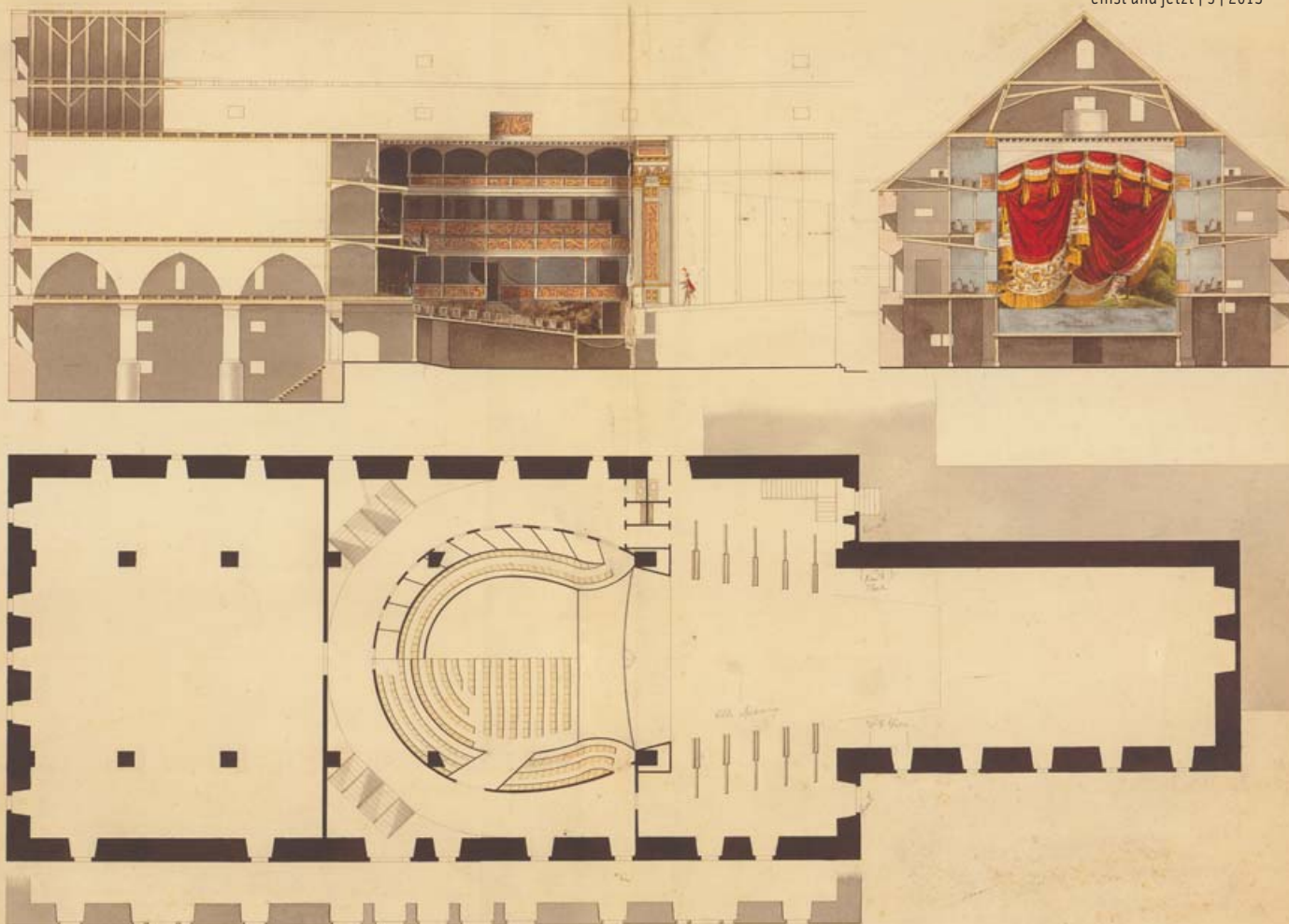




Die Brandruine des Aktientheaters zog viele Schaulustige an. (Robert Breitingen BAZ)

«Nun ist der alte Kasten todt». Zum Brand des Zürcher Stadttheaters am Neujahrstag 1890

Vor dem Ausbau des Obergerichts suchte die Kantonsarchäologie an der Obmannamtsgasse in der Zürcher Altstadt die Überreste des mittelalterlichen Franziskanerklosters. In den Ausgrabungskampagnen 2005 und 2008 stiess sie dabei auf die Spuren des ersten Zürcher Stadttheaters, das im 19. Jahrhundert in der ehemaligen Klosterkirche sein Publikum unterhielt. Die archäologischen Reste lassen den Glanz des sogenannten «Aktientheaters» erahnen, das am 1. Januar 1890 ein Raub der Flammen wurde.



Der kolorierte Projektplan für das Aktien-theater von 1833/34 zeigt sehr schön, wie das Theater im ehemaligen Kirchenschiff platziert wurde. (Plan: Staatsarchiv des Kantons Zürich)

Das Aktientheater und sein Publikum nach einem Stich von 1834. Im Anbau lag das Treppenhaus mit den Eingängen in die Sperrsitze, Galerien und Logen im östlichen Gebäudeteil. Der Saalplan aus der Zeit von 1880 zeigt die Ränge mit den 800 Sitzplätzen. (Aquatinta: Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich; Plan: BAZ)



mei. An der Obmannamtsgasse, dort wo heute der Gerichtsneubau von Felber, Widmer & Kim Architekten steht, befand sich im 13. Jahrhundert die Klosterkirche der Franziskaner oder Barfüsser, wie der Bettelorden auch genannt wurde. Das imposante Bauwerk war ungefähr 12 m hoch und reichte mit 66 m Länge weit über die heutige Obmannamtsgasse hinaus nach Westen. Nach der Säkularisierung in der Reformation fristete der einstige Sakralbau ein Dasein als Kornspeicher, bis ihm das 19. Jahrhundert neues Leben einhauchte.

Das erste Zürcher Stadttheater

Eine «provisorische Theater-Commission» ersteigerte das Gebäude mit der Absicht, darin das erste Zürcher Stadttheater einzurichten. Für den Einbau des sogenannten Aktientheaters wurden Aktien im Gesamtwert von 50 000 Gulden gezeichnet. Der Luzerner Architekt Louis Pfyffer von Wyher verstand es geschickt, die alte, in der Reformationszeit mehrfach umgebaute Klosterkirche in ein Theater mit rund 800 Plätzen zu verwandeln. Die Obmannamtsgasse führte als Tunnel durch das Gebäude hindurch, westlich davon fanden sich die Theaterwirt-

schaft und das Foyer, im Osten lagen der Zuschauerraum und die Vorderbühne und im ehemaligen Mönchchor und in den Seitenschiffen waren die Garderoben und das Lager für Requisiten untergebracht. Ein Anbau im Süden nahm ein Treppenhaus mit den Eingängen in die Sperrsitze, Logen und Galerien auf. Schon nach kurzer Umbauzeit konnte das Aktientheater am 11. November 1834 mit Mozarts «Zauberflöte» feierlich eröffnet werden. Es erlebte seine Glanzzeit unter der Direktion von Charlotte Birchpfeiffer von 1837 bis 1843 und während Richard Wagners Zürcher Zeit von 1849 bis 1858.



Das Theater brennt!

Abgesehen von einem generellen Rauchverbot und dem Verbot, auf der Bühne Feuerwerk zu benutzen, gab es im Theater anfänglich keine Brandschutzmassnahmen. Erst nachdem 1881 ein verheerender Grossbrand am Wiener Ringtheater viele Todesopfer gefordert hatte, verlangte die städtische Baudirektion 1882 in einem Gutachten dringende bauliche Massnahmen. Dazu gehörten unter anderem mehr Notausgänge, ein eiserner Vorhang zwischen Zuschauerraum und Bühne und ein zusätzliches Treppenhaus im Norden.

Wohl dank der getroffenen Sicherheitsvorkehrungen konnte eine grössere Katastrophe verhindert werden, als am 1. Januar 1890 um 22 Uhr während laufender Vorstellung ein Feuer ausbrach. Das Extrablatt der «Schweizer Illustrierte» beschreibt die Ereignisse an jenem Abend: Es wurde das Stück «Der Leyermann und sein Pflegekind» der ehemaligen Theaterdirektorin Char-

lotte Birch-Pfeiffer gegeben. Gerade hatte der Hauptdarsteller Oberregisseur Fuchs sein Glas zum «Prosit Neujahr!» erhoben, als der Theaterdirektor auf die Bühne trat und ohne weitere Begründung den vorzeitigen Abbruch der Vorstellung bekanntgab. Die Menge setzte sich nur widerstrebend in Bewegung; man holte Mantel und Hut in der Garderobe, andere bemühten sich noch um die Rückerstattung des Eintrittsgelds. Erst als die Nottüren geöffnet und der eiserne Vorhang vor der Bühne gesenkt wurde, schien man zu realisieren, dass tatsächlich Eile angesagt war. Als der letzte Besucher das Haus verliess, stand das Dach bereits in Flammen. Die Feuerwehr konzentrierte sich darauf, die umliegenden Bauten vor überspringenden Funken zu schützen. Währenddessen lief die Uhr über dem Haupteingang noch unbeirrt bis kurz vor 24 Uhr weiter. Eine defekte Gasleitung sei die Ursache gewesen, meinten die einen, eine Unachtsamkeit der Kellnerin, sagten die anderen.

Am 1. Januar 1890 brach um 22 Uhr im Aktientheater ein Brand aus. Die Uhr über dem Haupteingang tickte während der Löscharbeiten bis zwanzig vor zwölf Uhr weiter. (BAZ)

Bis in den Frühling dauerten die Abbrucharbeiten am ehemaligen Aktien-theater. (Robert Breitinger BAZ)

«Das Innere warm, nur von der Bühne her wehten etwas kalte Schauer», berichtet eine Theaterkritik von 1834. Der Durchgang zum Kesselraum und die Überreste der zentralen Warmluftheizung unter dem einstigen Zuschauerraum (rechte Seite) wurden für die archäologische Untersuchung freigelegt.

Rechte Seite: Eiserne Gewichte, Umlenkrollen und verkohlte Seile lagen im Brandschutt. Sie dienten einst für das Heben und Senken von Zugstangen für Kulissen und Soffitten. (Foto aktuelle Bühnentechnik: Gabi Meier Mohamed)

Im Brandschutt des Theaters fanden sich Überreste der 1859 neu installierten Gasbeleuchtung. Später war das Gebäude auch mit Elektrizität versorgt, wie die Isolatoren aus Porzellan belegen.



Abgebrochen und ausgegraben

Die Trauer um das alte Theater hielt sich allerdings in Grenzen, denn man hätte schon lange gerne ein neues Theater gehabt. «Nun ist der alte Kasten tot, wir danken dir, Herr Zebaot!» soll gar ein Augenzeuge ausgerufen haben. Noch im selben Jahr wurden die Überreste der einstigen Klosterkirche bis auf die Fundamente abgebrochen. Robert Breitinger-Wyder hielt die Abbrucharbeiten in den folgenden Monaten mit eindrucklichen Fotografien fest. Das neue Stadttheater und heutige Opernhaus der Wiener Architekten Ferdinand Fellner und Hermann Helmer öffnete bereits am 30. September 1891 seine Tore. Der Platz an den Unteren Zäunen blieb vorerst unbebaut, bis 1936 an Stelle des ehemaligen Theaters ein provisorisches Lagergebäude für die Staatskellerei errichtet wurde. Dieses sollte 2009 dem Gerichtsneubau weichen.

Vor dieser Neuüberbauung führte die Kantonsarchäologie 2006 und 2008 Sondierungen und Rettungsgrabungen durch. Dabei kamen die Überreste des ehemaligen Aktientheaters zum Vorschein. Der Tunnel der Obmannamtsgasse hatte ebenso seine Fundamente im Boden zurückgelassen wie das 1882 angebaute Treppenhaus. Östlich davon fand sich der Unterbau einer Toiletten-Anlage. Besonders spannend war schliesslich der Fund der ehemaligen Theaterheizung. Die beiden Heizkesselräume, einer unterhalb des Zuschauerraums, einer im Bereich der Bühne, waren in den Boden eingetieft und erstaunlich gut erhalten. Kanäle aus Steinen, Backsteinen und Schieferplatten, die an die Fangarme eines Tintenfischs erinnern, zweigten davon ab. Sie führten die erkaltete Bodenluft den Heizkesselräumen zu und verteilten die erwärmte Luft im Gebäude. Eine solche zentrale Warmluftheizung gehörte damals, neben der Dampf- und Warmwasserheizung, zu den modernsten,

wenn auch noch wenig erprobten Heizsystemen. Im Bühnenbereich, unmittelbar vor dem ehemaligen Mönchschor, fanden sich zwei längliche Schächte für die Aufnahme von sogenannten Versenkungstischen. Sie liessen sich mit Handkurbeln auf und ab bewegen um Aufbauten, Personen oder sogar ganze Personengruppen zu heben und zu versenken – ein effektvolles Element der älteren Bühnentechnik.

Besonders die in den Boden eingetieften Substruktionen hatten sich beim Abbruch des Theaters und dem Ausbilden des Geländes mit Brandschutt angefüllt. Daraus bargen die Archäologinnen und Archäologen zahlreiche Fundstücke, darunter Eisengewichte, Umlenkrollen und verkohlte Seile, die zum Hochziehen und Herablassen von Kulissen und Soffitten dienten. Verzierte Metallappliken und Reste von Samt- und Seidenstoffen lassen die Pracht des Zürcher Aktientheaters noch erahnen.

Mein Grossvater im Kosovo spielt genau eine solche Maultrommel

Das mittelalterliche Reb-
messer sieht aus wie ein
moderner Gertel

Die Weihrauchkörner kenne ich
aus der orthodoxen Liturgie

Die Jakobsmuschel erinnert
mich an die türkische Sufi-
Pilgerstätte Mevlana



Anfassen erlaubt!



«Geschichte zum Auspacken – Didaktische Archäologiekoffer für Schulklassen»

Die Archäologiekoffer sind ein Angebot der Stiftung STARCH, das von der Kantonsarchäologie Zürich in Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Zürich und dem Landesmuseum Zürich realisiert wurde. Die Archäologiekoffer zu vier Epochen der Menschheitsgeschichte (Steinzeit, Kelten, Römer und Mittelalter) enthalten Fundobjekte resp. Repliken, schriftliche Unterlagen zur Vorbereitung für die Lehrpersonen und weiterführende Informationen für Schülerinnen und Schüler. Sie können gratis für zwei Wochen ausgeliehen werden. Weitere Informationen und online-Reservation unter:

www.archaeologiekoffer.ch

Die Archäologiekoffer der Stiftung STARCH bieten eine einzigartige Möglichkeit, Geschichte in der Schule erlebbar zu machen. In ein pädagogisch-didaktisches Konzept eingebettet, verhelfen sie den Kindern zu direkten und sinnlichen Begegnungen mit archäologischen Fundobjekten. Doch besteht das Konzept den Hätetest auch im Schulalltag? Und was meinen eine Winterthurer Schulklasse und ihre Lehrerin dazu?

tiz. «Hey Jungs, was sind eigentlich Nuppen?», wird vom Nachbartisch gefragt. Zwei Fünftklässler untersuchen dort gerade das Fragment eines spätmittelalterlichen Trinkglases. Sie beschreiben sein Aussehen, bestimmen das Material und diskutieren über Sinn und Zweck der aufgesetzten Glastropfen. Die Arbeitsblätter der Lehrerin Barbara Steinemann strukturieren den Zugang der jungen Forscherinnen und Forscher zu den Objekten und versetzen das Klassenzimmer in eine Atmosphäre angeregten Schaffens. Erlebnisse und Beobachtungen, die den Bogen vom Mittelalter zur eigenen Lebenswelt schlagen, werden in den Arbeitsgruppen eingebracht. Das medizinische Wissen im Spätmittelalter wird anhand eines Schröpfkopfs vermittelt und mahnt beispielsweise Gabriel an seine bevorstehende Operation: «Im Mittelalter hätte man meinen Fuss wohl amputiert». Oder Lukas erkennt prompt das Original eines Rebmessers, weil es dem modernen Gertel gleicht, den er daheim unter den Gartenwerkzeugen schon gesehen hat.

Die Faszination, die von archäologischen Objekten ausgeht, ist durch nichts zu ersetzen! Barbara Steinemann hat darum einen Archäologiekoffer ausgeliehen und vermittelt damit ihrer fünften Klasse das Mittelalter auf sinnliche Art.

Ein erfolgreiches Angebot

Alle sind sich einig: Die Arbeit mit dem Archäologiekoffer zur mittelalterlichen Epoche macht riesigen Spass. Unisono würden sie gerne wieder einen solchen Koffer im Unterricht auspacken. Die Meinung der fünften Primarklasse im Schulhaus Rebwiesen in Winterthur-Töss deckt sich mit den durchgehend positiven Rückmeldungen der Lehrkräfte, die dieses didaktische Angebot genutzt haben. Seit nunmehr acht Jahren stehen die 16 Archäologiekoffer für einen jeweils zweiwöchigen Einsatz im Klassenzimmer zur Verfügung. Über 1500-mal wurde das Angebot online gebucht, d.h. rund 30 000 Kinder haben bisher im Schulunterricht damit gearbeitet!

Unterschiedliche Erfahrungen einbringen

Barbara Steinemann setzt den Archäologiekoffer blockweise im Fach «Mensch und Umwelt» ein. Dieses Schulfach soll laut aktuellem Lehrplan für die Volksschule des Kantons Zürich das Interesse an Zeitfragen wecken und die Kinder zum selbständigen und forschenden Lernen befähigen, wobei sie auf den eigenen Erfahrungsschatz zurückgreifen. Aber gerade dieser könnte in der besuchten Klasse mit ihrer multikulturellen Zusammensetzung nicht unterschiedlicher sein: «Von den 19 Kindern gehören nur sieben dem christlichen Glauben an», unterstreicht Barbara Steinemann.

Im Stadtteil Töss besitzt rund ein Drittel der Einwohner eine fremde Nationalität und die Hälfte dürfte einen Migrationshintergrund haben. Die sozio-kulturellen Unterschiede innerhalb der Klasse behindern den Zugang zu den zürcherischen Fundobjekten jedoch in keiner Weise, sondern sie bereichern die Arbeit. Der grössere kulturelle Kontext wird hergestellt, was nicht nur das Wissen über die eigene Herkunft, sondern auch jenes über die lokale Kultur festigt.

Geschichte entsteht im Kopf

Lauresa erwähnt stolz, dass ihr Grossvater im Kosovo genau eine solche Maultrommel spielt wie jene, die sie unter den Fundobjekten entdeckt hat. Die durchbohrte Jakobsmuschel dagegen erinnert Dilara an eine Reise nach Mevlana bei Konya, einer türkischen Pilgerstätte in der sufistischen Tradition. Und Mihailo sind die Weihrauchkörner in der mittelalterlichen Reliquenschachtel aus der orthodoxen Liturgie wohl bekannt.

Das historische Verständnis ist immer durch persönliche Projektionen geprägt und das Bild, das die Fünftklässler von anderen Kulturen und von sich selbst entwickeln, hängt wiederum stark mit dem Geschichtsbild zusammen, das ihnen vermittelt wird. Ein gelungener Geschichtsunterricht ist somit für den Rest des Lebens prägend – die Archäologiekoffer schaffen dafür einen faszinierenden und sinnlichen Zugang.



Tapeten in Zürich, Zürcher Tapeten: ein paar Hinweise

Es gibt Sammlungen, die in aller Stille, ohne Aufsehen, sozusagen ohne Auftrag und Kosten entstehen, indem Unbeachtetes und obsolet Gewordenes aufgelesen, mitgenommen und angehäuft wird – ohne dass sich die Sammler über Sinn und Zweck näher klar werden. Etwas noch Unbestimmtes daran fasziniert, fällt auf, doch fehlen zur Vertiefung Zeit und Ruhe. Dann irgendwann, sozusagen über Nacht und halb vergessen, erhält das Zusammengetragene Bedeutung, geht eine Tür auf und wir sehen lauter Kostbarkeiten und Kuriositäten.

sch. Zu diesem Typ Sammlung zähle ich die Papiertapeten in der Muster-sammlung der Zürcher Denkmalpflege. In den 1980er-Jahren begannen Mitarbeiter bei Besichtigungen von Altbauten Stücke dieser bunten, in der Regel der Mulde überlassenen Wanddekors den Baudossiers beizufügen. Vermutlich aus Neugierde am historischen Fragment, fasziniert vom Ornament, der Wirkung von Muster und Farbe oder vom Reiz des Handwerklichen. So kamen im Verlauf der Jahre über elfhundert «Muster» zusammen, nur selten grössere Fragmente, häufig im A4-Format – eine pragmatische Lösung für die Archivierung. Dazu gesellten sich einige auf Holzbretter montierte Stücke und in Estrichen gefundene Reserverollen, schliesslich ein Panorama aus Benken mit Alltagsszenen eines heiteren Bürgertums aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und grössere Fragmente des Panoramas «Paul et Virginie» von 1824 der Pariser Manufaktur Dufour aus dem Haus Schiner-Matlis in Ernen.

Ein wenig ein Sammelsurium, möchte man meinen. Doch gab es kaum andere Möglichkeiten zum Sammeln. Ganze Interieurs oder gar Raumsuiten – und dies aus allen Epochen – sind selten wie Nuggets in den Napfgräben und eher auf dem Land als in der Stadt zu finden. Das liegt an ihrem Wesen: Papiertapeten waren ephemere Werke, fragil im Material und als Raumdekor der täglichen Nutzung ausgesetzt. Sie folgten der Mode und dem Geschmack, wurden ersetzt, ganz oder teilweise entfernt oder einfach überdeckt. Oft blieben nur Fetzen auf der Wand zurück, gelegentlich sechs, sieben oder noch mehr Schichten grösserer Stücke.

Ende 18. Jahrhundert: Graue Eintontapete mit Punktmuster und bunter Bordüre mit Pegasus und Blumengebinde. Paris, Manufaktur ungeklärt. Zürich, Florhofgasse 4, «Unterer Schönenberg».

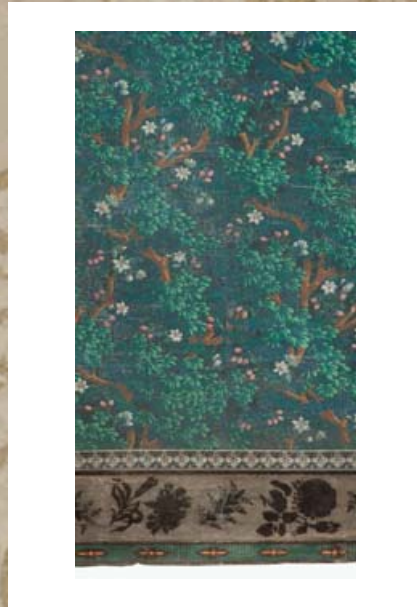


2009: Im Alterthümer-Magazin wird die Galerie mit Tapetenmustern aus der Sammlung der Kantonalen und Städtischen Denkmalpflege eingerichtet.

Doch haben es diese Fragmente an sich. Als Überbleibsel von Interieurs gehören sie zu den Ausstattungselementen, welche die Atmosphäre massgeblich bestimmt haben. Da wir wenig darüber wissen, wie die Räume im Verlauf der «Tapetenwechsel» ausgesehen haben, sind die zufällig auf der Wand verbliebenen Resten oft das einzige Zeugnis der früheren Dekors – und die sich folgenden Schichten der einzige Beleg für die von den Generationen gesetzten erstaunlichen Kontrapunkte in Stil und Geschmack. Tatsächlich führt uns der Versuch, die Fragmente als Ganzes zeitlich und stilistisch zu ordnen, in ein kulturgeschichtliches Labyrinth von grosser Faszination. Die Sammlung ist denn auch, abgesehen von den für Zürich bekannten Fladerpapieren der Renaissance, ein Spiegel von zweieinhalb Jahrhunderten Ausstattungsgeschichte und ihren wechselnden Stilen, ein wichtiges Element der bürgerlichen Wohnkultur. Zugleich zeigt sie uns ein bedeutendes Kapitel europäischer Material- und Technikgeschichte: vom Hadern- zum Zellulosepapier, von der handgeschöpf-

ten, zur Tapetenrolle montierten Bütte zum Endlospapier, vom Druckstock zum Zylinder, vom Schwarz des Buchdrucks zur bunten Tempera mit Naturfarben und zur Farbchemie des industriell hergestellten Anilins. Das ist der ganze Weg vom Handdruck zur dampfbetriebenen Maschine mit bis zu zwanzig Walzen und, im Hintergrund, dem für die Werktätigen katastrophalen Wechsel zur industriellen Produktion und Massenware, auch der Papiertapete.

Trotz dieses historisch spannenden Hintergrunds hat bei uns die Forschung über Tapetenproduktion und -handel bisher kaum interessiert. Vermutlich weil diese, verglichen mit Ländern wie Frankreich, England oder Deutschland, wirtschaftlich nie eine bedeutende Rolle gespielt haben. Dies im Gegensatz etwa zur Seide, die in Zürich lange Zeit vielen Brot und wenigen Reichtum gebracht hat. Die Seide machte Geschichte, sie war und ist bis heute ein bedeutender und angesehener Wirtschaftszweig – und so ein nobles Thema für die Forschung.



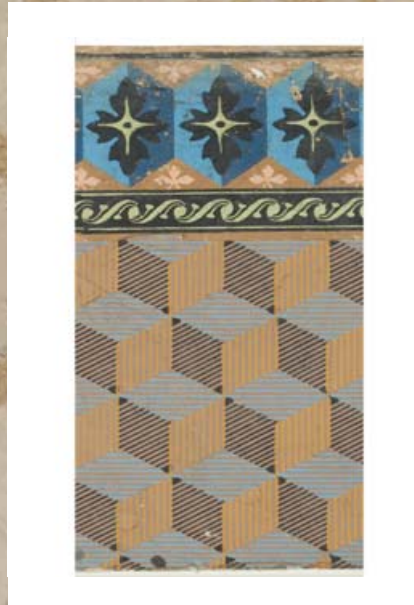
Es entstand ein reger Handel

Indessen wurden bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert Papiertapeten in beachtlichen Mengen importiert. Für die Frühzeit sind Käufe aus Paris, dem Elsass, Deutschland und selbst England bekannt, später aus Belgien und den USA. So nahm beispielsweise der Vertreter der Firma Dollfuss im elsässischen Rixheim vom November 1792 bis Ende März 1795 in der Schweiz an 13 Orten bei 31 Händlern 72 Bestellungen entgegen. Vier Kontaktpersonen, ob Händler, Tapezierer oder private Käufer bleibt zu erschliessen, waren in Zürich und bis 1801 kamen drei weitere hinzu. Den Handel mit eigener und fremder Ware lancierten die Manufakturen selber, doch betrieben ihn auch Tapezierer und Papierhändler. 1836 sind für den Raum Zürich vier Tapezierer und sechs Papierhändler erwähnt, 1850 elf Tapezierer.

Tapezierer meinte zunächst nicht den Handwerker, der Papiertapeten montiert, sondern Leute, die Möbel polsterten, Matratzen herstellten, Vorhänge nähten und Wände mit Stoff bespannten. Die Spezialisierung auf Papiertapeten kam erst allmählich dazu. Das lag in der Sache: Die Wand- und Deckendekors mit Leisten, Friesen, Gesimsen, Draperien, Knietäfern, Pilastern, Säulen, ja ganzen Bildpanoramen setzten handwerkliches und ästhetisches Geschick und Erfahrung voraus, stellten sich doch in jedem Interieur andere Ansprüche. Um plane Wände zu schaffen, wurden diese mit einem Lattenrost versehen, auf den ein grob gewobener Stoff gespannt wurde. Das geschah ganz in der Tradition der Leder- und Stoffbespannung. Die Tapetenmanufakturen ihrerseits publizierten gleichzeitig mit neuen Produkten Montageanleitungen und bedeutende Produzenten stellten früh eigens geschultes Personal zur Verfügung.

Und es gab Manufakturen

Auch Tapetendrucker gab es. 1812 besass eine Zürcher Manufaktur in Bern ein Depot, was von Jean Zubers Handelsvertreter aus Rixheim als Konkurrenz empfunden wurde. Über diese «fabrique de Zurich» ist weiter nichts bekannt. Ihre Ware muss aber konkurrenzfähig gewesen sein, was bei Zubers europaweitem Renommee nicht wenig bedeutete. 1836 wohnte ein «Tapetenfabrikant» in Hottingen. Es muss sich um Wilhelm Meyer gehandelt haben, der hier 1820 in einem Anbau am Haus Zeltweg 33, später «Tapetenhof» genannt, eine Tapetenfabrik eingerichtet hatte. Hottingen war, abgesehen von zwei Manufakturen in der Stadt und dem Atelier des «Tapetendruckers» Jakob Bleuler in Zollikon, das Zentrum der Zürcher Tapetenproduktion. 1850 wohnten dort laut Volkszählung vier Tapetenfabrikanten, fünf Drucker, sechs Modelstecher, ein Papierfärber und ein Tapezierer. In der Stadt befand sich damals nurmehr ein Fabrikant.



Da von der Volkszählung nur die Zusammenfassungen überliefert sind, fehlen uns die Namen. Aus anderen Akten von Hottingen namentlich bekannt sind die Manufakturen der Gebrüder Tanner (erwähnt 1847–1859) und von Meyer (erwähnt 1820–1867). Auch Regula Weber (1816 bis um 1895) stammte aus Hottingen, sie war die Gattin des Tapetenfabrikanten und -händlers Heinrich Grossmann (1812–1888) von Höngg. 1837 heirateten die beiden, ihre Manufaktur ist ab 1858 in der Kirchgasse unter dem Namen Grossmann-Weber vermerkt. Die Kirchgasse 32, das ehemalige Konstanzerhaus, erwarben sie 1856. Ihr Sohn Heinrich (1842 bis um 1904/1907) ist ab 1862 ebenfalls als Fabrikant erwähnt und dürfte bis in die 1890er-Jahre im Familienbetrieb gearbeitet haben. Die Produktion wurde vermutlich kurz nach Vaters Tod eingestellt, den Handel scheint die Tochter Karoline (1838 bis vor 1908) alleine weitergeführt zu haben.

Beide Kinder blieben ledig und ohne Nachkommen. Mit ihnen fand das Unternehmen, das ein gutes halbes Jahrhundert bestanden hatte und nicht unbedeutend gewesen sein kann, ein Ende. Das Haus kam 1905 an die Stadt Zürich, die es 1933 weitergab.

Auf die Frage, was diese einheimischen Manufakturen produziert haben, gibt es zur Zeit keine Antwort, auch nicht darüber, welche und wie viele von den elfhundert «Mustern» der Sammlung in Hottingen oder Zürich entstanden sind. Das trifft allerdings auch auf die importierten Tapeten zu, über deren genaue Herkunft nur in wenigen Fällen Zuverlässiges gesagt werden kann, nämlich dann, wenn uns Ränder der Tapetenrollen, die sogenannten Selfkanten, Namen verraten, auf der Rückseite ein Stempel zu finden ist, zufällig eine Publikation eine hier gefundene Tapete abbildet oder Stilvergleiche Herkunft oder Einfluss vermuten lassen.

Linke Seite:

Um 1770: Streifentapete mit Blumenzweigen. Kopie eines broschierten Tafts, Stil Louis XVI. Frankreich oder nach französischer Vorlage. Zürich, Weinplatz 9/10, «Schwert».

1780/1790: Ranken roter Rosen auf dunkelgrauem Fond. Paris, Manufaktur ungeklärt. Zürich, Marktgasse 21.

Um 1800: Laubwerktapete mit schwarzem Fond und «etruskischer» Rosen- und Nelkenbordüre. Paris, Manufaktur Jaquemart & Bénard. Wetzikon-Kempton, Tösstalstrasse 18, «Junkernhaus».

Rechte Seite:

Um 1800: Tapete mit Streumuster von kleinen, stilisierten Blüten und Scherenschnittbordüre. Manufaktur und Fundort unbekannt.

Um 1800: Tapete mit Würfelmuster und Bordüre mit Faltpapier und Akanthusvierpass. Drucker unbekannt, rückseitig das Monogramm «JJJ». Zürich, Marktgasse 21, «Zur Treu».

Um 1800: Tapete mit Blättern und Spitzen- und Perlenbändern, dazu eine Bordüre mit nierenförmigen, traubenbesetzten Voluten. Manufaktur unbekannt, rückseitig das Monogramm «JW». Zürich, Burenweg 2.





Ein Kaleidoskop des Designs

Von der Manufaktur Grossmann-Weber ist bis heute nur die Tapete eines Salons im Haus Heilmann in Biel bekannt, identifiziert über im Estrich gefundene Reserven mit dem Stempel der Manufaktur und der Fabrikationsnummer 274. Ohne diese Angaben wäre eine Zuweisung nicht denkbar, ja geradezu abenteuerlich. Die neobarocke Tapete mit spitzovalen Kartuschen in Grautönen dürfte dort um 1850/1860 angebracht worden sein. Weiter wurde im Oetikergut in Rüschlikon (Bau 1899/1900) ein Warezzettel von einem F.(?) Bleuler gefunden. Die Bleuler sind seit den 1830er-Jahren im Raum Zürich als Tapetenfabrikanten und -händler sowie Tapezierer nachgewiesen. Für Rüschlikon kommt ein Vertreter der Familie aus dem späten 19. Jahrhundert in Frage. Ob die hierbei gefundene Tapete eine Eigenproduktion war oder zugekauft wurde, bleibt offen.

1850/1860: Barocker Salon mit grauer Damasttapete aus der Zürcher Manufaktur Grossmann-Weber. Der Firmenstempel (oben) ist auf Reserven überliefert. Biel, Schmiedengasse 10.

(Foto: Hermann Schöpfer)

Dass es in Zürich Tapetenmanufakturen gab, liegt gewissermassen auf der Hand und entspricht der Zeit, hatte doch hier, allerdings vermutlich früher, auch der Baumwolldruck Fuss gefasst. Obwohl die Drucktechnik beim Stoff eine andere, eine «chemische» ist, überschritten sich ihre Verfahren mehrfach. Dieselben Zeichner und Formenschnyder arbeiteten bei ihnen und benützten die gleichen Muster. Die Zahl der Beschäftigten lässt aufhorchen: In der Volkszählung von 1836 gab es in Höngg, Schwamendingen, Witikon, Unterstrass, Wipkingen und in der Stadt selber 99 Kattun- und Indiennedrucker. Leider fehlen die Zahlen für mehrere Orte. Am meisten Beschäftigte, 61 Drucker und fünf Zeichner, zählte Wipkingen. Hinzu kamen 43 Modelstecher, davon 26 erneut in Wipkingen. Die spätere Volkszählung im Jahr 1850 erwähnt neben 152 Druckern fünf Zeichner und 35 Model- und Formenstecher.

Spätes 18. Jahrhundert: Tapetenfragmente. Zürich, Rindermarkt 21, «Armbrust».

Zurück zur Sammlung. Erstaunlich ist, dass sich Muster kaum je wiederholen und wir immer wieder vor anderem, ja Überraschendem stehen und sich nie Langeweile oder das Gefühl «ach schon wieder!» breitmacht. Erstaunlich ist dies, weil es doch immer um die in den Grundmassen limitierte, repetitive Füllung einer Fläche ging, für die es trotz Beschränkung Neues im Zeitstil zu schaffen galt. Die Hauptrichtungen bildeten die Koordinaten für die Komposition. Sie erlaubten, spielerisch Muster und Rapport horizontal, vertikal und diagonal einzuspinnen, auch in der Breite der Tapetenrolle. Immer wiederkehrend und leicht zu handhaben ist die hierbei entstehende Raute. In Variationen wird sie geschweift und geknickt, von Bändern begleitet und mit pflanzlichen oder geometrischen Mustern gefüllt. Diagonalen sind für das Auge angenehm und lassen es erholungsschweifen, zu Spitzovalen variiert, wird das Muster bewegter.

Biedermeier



Biedermeier



Empire



Neorokoko



Biedermeier



Neogrec



Historismus



Japonismus



1890er-Jahre



Tapeten-	
Per Sat	
Raum	
Wollen Tapeten	30
Meter Kopflin	
Band Bordan	
Eckstücke	
Wollen auf	
Meter Leisten	
Meter Leisten	
Lager	

Obere Reihe:

1825/1830: Iristapete mit vegetabilem Spitzovalnetz und Bordüre mit buntem Blatt- und Blütenband. Die Musterfarben wechseln irisierend von Blau zu Weiss und imitieren einen Seidendamast. Manufaktur Zuber, Rixheim. Zürich, Napfgasse 3/5, «Oberer Spiegel».

Um 1830: Grüne Tapete mit Blumen- und Blattranke auf Moiré-Fond und darauf gedrucktes vegetables Wellenband in Flock. Kupferstich, eine Spezialität der Manufaktur Zuber in Rixheim. Fundort unbekannt.

1810/1820: Blaue Tapete mit breiten Streifen, einem kleinen vegetabilen Streumuster und Fries aus klassischen Motiven und vegetabilen Agraffen. Manufaktur ungeklärt. Zürich, Schipfe 25.

Mittlere Reihe:

1841/1842: Neorokokotapete mit grossen, virtuos gezeichneten Kartuschen aus Voluten, Rocailles und Akanthus und einer Flockbordüre mit gaufriertem Goldgrund. Paris, Manufaktur Dufour & Leroy, Entwurf von Victor Poterlet. Winterthur, Oberer Graben 48, «Weinrebe».

Um 1850: Karomuster mit drei übereinander gedruckten Farben, auf eine Zeitung montiert. Manufaktur unbekannt. Hütten, «Seeblick», ehem. Gasthof Bären.

1860/1870: Tapete mit elegantem Spitzovalnetz aus grünen Zweigen, in den Feldern Kartuschen mit roten Blüten. Die Verwendung antiker Motive für einen neuen Ornamentstil kennzeichnet das Neogrec. Manufaktur ungeklärt. Zürich, Rennweg 1.

Untere Reihe:

1880/1890: Tapete mit Spitzovalnetz aus Akanthus und Akanthuspalmette. Das längs und quer gestreifte Muster imitiert einen zweifarbigen barocken Damast. Fabrikant ungeklärt. Zürich, Weinplatz 9/10, «Schwert».

Um 1890: Tapete mit Silberbändern und naturalistischen Chrysanthemenzweigen. Manufaktur Zuber, Rixheim (?). Winterthur, Obergasse 5.

1890er-Jahre: Lithographierter Zettel für die Inventaraufnahme des «F. (?) BLEULER ZÜRICH Tapeten-Lager». Rüschiikon, Bodengasse 1, «Oetikergut».

Neben den geometrischen Kompositionsschemen fällt die Präsenz des Textilen besonders auf. Alles ist zu finden: das Kopieren der Muster, der Webtechniken und selbst des Materials. Die Umsetzung von broschiertem Taft, von Damast in allen Varianten oder von Samt mit farbigem Stoffstaub, den man auf Stoff oder Papier klebte, alles wurde versucht und oft stupend überzeugend gelöst. Die englischen Samttapeten, «flocks» genannt, wurden im Frankreich des 18. Jahrhunderts derart beliebt, dass man sie in Paris zu produzieren begann. Sie verschwanden fortan nie mehr aus den Sortimenten, vor allem bei den Bordüren. Etwas vom Faszinierendsten sind die Iristapeten, gemeint sind die Versuche, das Irisierende der Seidenstoffe über ineinander verlaufende Farbwechsel zu imitieren. Das wurde bei der Grundierung, beim Muster oder bei beiden gemacht – handwerklich höchst anspruchsvoll und für uns technisch kaum nachvollziehbar. Hierbei wurden die eher steifen und flächigen vegetabilen Empiremotive geradezu verzaubert. Der Austausch – inklusive Spionage – zwischen der Weberei, dem Textil- und dem Tapetendruck gehörte offensichtlich zum Alltag. Das Arbeiten mit Serien beim Tapeten- und Stoffdruck hatte den Vorteil, rasch und mit grossen Quantitäten auf neue Konsumentenwünsche einzugehen, trotz aufwendiger manueller Herstellung der Druckstöcke oder Zylinder. Handarbeit war lange sehr billig.

Hintergrund: Um 1870; Gaufrierte Arabeske mit Blumen und Voluten, Kopie eines bestickten und applizierten Renaissancesamts. Luxustapete des Historismus. Paris, Manufaktur Balin. Thalwil, Mühlebachstrasse 51a, Jenny-Schloss.

Die Dauerpräsenz des Textilen im Wohnbereich hatte eine Voraussetzung, die uns heute, im Zeitalter des Dogmas der weissen Wand, fremd geworden ist: Die Vorstellung, Interieurs, besonders die Wände, bräuchten ein Kleid. Deren «Bekleidung» war selbstverständlich, und nichts lag näher als die Umsetzung bestehender Dekorations- und Kleiderstoffe in Tapeten. Die Streifen und repetitiven Muster vieler Stoffe deckten sich oft 1:1 mit den formalen Ansprüchen einer Papiertapete. Bisweilen kamen sie gleichzeitig auf den Markt.

Blumen, Pflanzen und Früchte bilden eine weitere Konstante im Tapetendesign; natürlich und stilisiert, als kleinteilige Muster oder, in jeder Grösse und jeder denkbaren farblichen Opulenz, in Girlanden, Bordüren, Strässen und Spalieren. Auch hier sind viele Muster zeitgleich bei Kleider- und Dekorationsstoffen zu finden, die Entwürfe dürften aus denselben Ateliers stammen. Die Vielfalt und der Reichtum des Pflanzen- und Blumenwerks sind schöne Zeugnisse der damaligen Garten- und Blumenpassion, gelegentlich übermütig bunt und vital, bald ästhetisch reizvoll, oft raffiniert und in der Wirkung überraschend. Vielen Blumen wurden symbolische Werte zugeordnet und Neuzüchtungen oder exotische Sorten sind kurzfristig ebenfalls zu finden.

Viele Tapeten sind auffallend gut gezeichnet. Die Manufakturen engagierten tüchtige Künstler als Entwerfer und im 19. Jahrhundert wurden hierfür eigens Schulen und Ateliers geschaffen. Der Markt und die Konkurrenz forderten gutes Design. Sie schufen für unser Auge vielfältige Schönheit, für die Entwerfer ein unerschöpfliches Reservoir repetitiver Bildkomposition.



Linke Seite:

Um 1920: Mauvefarbige Tapete mit blauen Zweigen und orangen Blüten, Art déco. Wien, deutsche Manufaktur (?), Entwurf Josef Hoffmann. Zürich-Wollishofen, Honrainweg 5.

1926: Streifentapete aus den Anfängen der Neuen Sachlichkeit. Norta, Norddeutsche Tapetenfabrik Hölscher & Breimer, Langenhagen, Entwurf Franz Jaeger. Horgen, Seegartenstr. 45, Villa Herner.

Vor 1934: Rest einer Bordürenrolle mit buntem Zickzackmuster und Wellenbändern, montiert auf eine Zeitung von 1934, Art déco. Fabrik ungeklärt. Zürich, Augustinergasse 42.



Erstaunliche Kontinuität

Die Papiertapete hatte ihre grosse Zeit seit dem späten 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in der Stadt, beim Bürgertum. Die Mehrzahl der Funde stammt denn auch aus der Stadt, wo Angebot, Anspruch und Mittel vorhanden waren. Hier sind Abfolgen vom späten 18. Jahrhundert bis nach dem Zweiten Weltkrieg zu finden, mit sechs, acht und mehr Schichten. Auf dem Land sind solche Beispiele selten, wobei einschränkend zu vermerken ist, dass wir die Situation dort und in Kleinstädten kaum kennen. Ausnahmen bilden das Gyrenbad in Turbenthal mit über 110 «Mustern», die (fast) das ganze Tapetenzeitalter abdecken, oder die Villa Herner von 1841/42 in Horgen mit Fragmenten aus der Bauzeit bis zur Neuen Sachlichkeit und schliesslich das sogenannte Jenny-Schloss in Thalwil von 1878. Die letzten beiden zeigen das Beste, Vornehmste und Neueste auf dem damaligen Markt.

Ohne die Zufälligkeit des Sammelns und der Sammlung zu vergessen, sei ein Versuch zur Bedeutung der Papiertapete in Zürich gewagt: Rund 70 Stück können in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts datiert werden.

Auffallend ist sodann die Häufung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Zeit des Empire und des Biedermeier, mit rund 300 Fragmenten. Ihnen folgen seit den 1840er-Jahren über 400 Historismustapeten, bald kreative Umsetzungen, bald getreue Kopien von Vorlagen aus der Renaissance, dem Barock und – seltener – dem Mittelalter. Ausgesprochen phantasievoll, technisch perfekt und beliebt waren die Tapeten des sogenannten Neorokoko aus den 1840er-/50er-Jahren, dem «style Pompadour». Um 1900 folgte der Jugendstil mit fast 100, dann kurzfristig das Art déco mit 130 und die Neue Sachlichkeit mit weiteren 100 Tapeten. Ihnen voraus – und teils zeitgleich – finden sich kleine Gruppen von Tapeten im chinesischen, japanischen, indischen oder maurischen Stil. Für jede Zeit ist in Stil, Material und Technik viel Neues, Frisches und Mutiges dabei. Unter diesem Eindruck verblasen Adolf Loos' Ächtung des Ornaments als ein Verbrechen (1908) und Josef Franks Forderung «Der moderne Mensch hat weisse Wände» (1927) zu Dogmen einer rigorosen Askese. Selbst das Bauhaus und Le Corbusier schufen, wenn auch sinnlich temperiert, ästhetisch perfekte Tapeten.

Alterthümer Magazin

Die Sammlung befindet sich seit 2009 im Alterthümer-Magazin der Kantonalen und Städtischen Denkmalpflege an der Sihlramtsstrasse 4 in Zürich, geöffnet jeden ersten Samstag im Monat 14–16 Uhr. Auskunft:

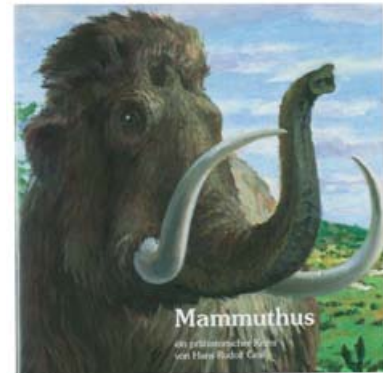
www.denkmalpflege.zh.ch

Der Autor dieser Zeilen übernahm 2012 im Auftrag der Kantonalen Denkmalpflege die Katalogisierung der Sammlung.





Lohnende Lektüre



Hans Rudolf Graf, *Mammuthus*. Ein prähistorischer Krimi. Stiftung Mammutmuseum Niederweningen, Niederweningen 2012.

Mammutmuseum Niederweningen: Riesige Skelette und ein Mammutbaby

gis. Das Mammutmuseum Niederweningen ist ein vergleichsweise junges Museum. Es besteht erst seit Oktober 2005 und ist auf Initiative des Vereins für Ortsgeschichte Niederweningen am Ort der reichhaltigsten Mammutfundstätte der Schweiz entstanden. Den Anlass dazu gab, dass dort nach den historischen Funden von 1890 im Jahr 2003 das zusammenhängende Skelett eines mächtigen Mammut gefunden worden ist. Die Qualität der Ausstellung basiert auf der grossen Unterstützung und Autorensarbeit durch das Paläontologische Institut und Museum der Universität Zürich und der Kantonsarchäologie Zürich. Seit der Eröffnung des Museums ist die Ausstellung weiter ergänzt worden durch die weltweit einzigartige Rekonstruktion eines neugeborenen Mammutkalbs aus dem Fund von 1890, einen Mikroskop-Tisch für das Betrachten von Kleinfossilien aus der eiszeitlichen Fundschicht und 2010 durch den neuen Ausstellungsteil «Eiszeiten und Klimawandel im Wehntal der vergangenen 300 000 Jahre».

Geöffnet jeden Sonntag von 14–17 Uhr. Gruppen nach Vereinbarung, anmeldung@mammutmuseum.ch oder Tel. 043 422 82 92 www.mammutmuseum.ch

Anreise: S5/S55 von Zürich HB bis Station Niederweningen Dorf, von dort 5 Minuten zu Fuss; Im Mitteldorf 1, Niederweningen. Achtung: Aussteigestation ist Niederweningen Dorf. Der Zug fährt anschliessend bis zur Endstation Niederweningen.



(Bewilligung: swisstopo BA13053)

gis. Der Gächlinger Geologe und Krimiautor legt einen prähistorischen Krimi vor, räumlich angesiedelt im Wehntal, zeitlich vor etwa 30 000 Jahren. Es war die Zeit der Mammut und anderer Grosssäuger, die damaligen Menschen waren uns äusserlich ähnlich, vielleicht etwas kleiner... Ein mehr als beachtlicher Versuch, von prähistorischen Jägern und Sammlern zu erzählen, von Tod und Unrecht, von ihrer magisch-mythischen Welt.

Schweizer Heimatschutz (Hrsg.), *Die schönsten Cafés und Tea Rooms der Schweiz*. Zürich 2013.

hüp. Dem Heimatschutz ist ein überraschender und vielseitiger Führer zur schweizerischen Kaffeekultur gelungen. Vom ländlichen Tea Room mit gemütlichen Polstermöbeln bis hin zur neu genutzten Tramwarthalle ist alles dabei. Und last but not least: Nicht nur das Interieur, sondern auch die Qualität des Kaffees spielte bei der Auswahl der Lokale eine Rolle.



Baukultur in Zürich. Schutzwürdige Bauten und gute Architektur der letzten Jahre, Bände I–IX. Amt für Städtebau der Stadt Zürich (Hrsg.). Verlag NZZ, Zürich 2002–2013.

gis. Der Band IX zu den Quartieren Hottingen und Witikon schliesst die ansprechende Buchreihe ab. Einleitende Kapitel skizzieren jeweils die historische Siedlungsentwicklung und die städtebauliche Entwicklung, der Katalogteil präsentiert die denkmalpflegerisch wertvollsten Gebäude und eine Auswahl guter Architekturbeispiele der letzten Jahre. Diese Reihe macht dabei auf zweierlei städtebauliche Anliegen aufmerksam: die Wertschätzung und Pflege historischer, als auch die Errichtung neuer Bauten.



Dorothea Hintermann (Hrsg.), Vindonissa-Museum Brugg. Ein Ausstellungsführer. Kantonsarchäologie Aargau, Brugg 2012.

rei. Ein prächtig illustrierter, informativer und sehr gut lesbarer Führer zur neu gestalteten Ausstellung über Leben und Alltag im römischen Legionslager. Am Anfang der Kapitel stehen Exponate aus der weltweit grössten Sammlung an Schreiftäfelchen. Ein Buch zum Schmökern und ein Genuss fürs Auge, vom Bundesamt für Kultur in der Sparte «Die schönsten Bücher der Schweiz» prämiert.



Ortsmuseum Sust Horgen: Horgener Kultur, Säumerei und Seidenindustrie

str. Die 1923 entdeckte Fundstelle Horgen-Scheller barg überaus reichhaltiges Fundmaterial aus der Zeit zwischen 3350 und 2750 v.Chr. Die eigenständige Form der Keramik gab den Anlass dazu, für diese Phase der Pfahlbauzeit im Schweizer Mittelland und im südlichen Baden-Württemberg den Begriff der «Horgener Kultur» zu prägen. Charakteristisch sind grob geformte, grosse Gefässe mit flachem Boden, aber auch Verzierungen mit symbolischen Zeichen. Diese Keramik wird zusammen mit Geräten aus Stein, Holz, Geweih und Knochen in der 2012 neu gestalteten Ausstellung zur Horgener Kultur präsentiert. Ernährung, Landwirtschaft, Jagd und weitere Aspekte des Lebens in der Jungsteinzeit lassen sich anhand der vielfältigen Funde nachvollziehen.

Das Museum in der Sust, dem ehemaligen Zollgebäude und Verladeort an der Route von Zürich zum Gotthard, widmet sich in seiner Dauerausstellung neben weiteren Themen auch der von 1400 bis 1800 einträglichen Säumerei über den Hirzel und der nachfolgenden Postkutschenzeit sowie der Seiden-

industrie, die im 19. Jahrhundert viele Dorfbewohner in den Fabriken und als Heimarbeiter beschäftigte.

Geöffnet jeden Sonntag 14–17 Uhr.
Führungen für Gruppen nach Absprache,
ortsmuseum-horgen@bluewin.ch oder
Tel. 044 725 15 58
www.ortsmuseum-horgen.ch

Anreise: Mit Bahn oder Schiff nach Horgen, vom Bahnhof 200 m seeaufwärts dem Ufer entlang zur Sust, Bahnhofstrasse 27.



(Bewilligung: swisstopo BA13053)



© STARCH
Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
Postfach 122
8143 Stallikon

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf
Tel. 043 259 69 00

www.starch-zh.ch
www.archaeologie.zh.ch
www.denkmalpflege.zh.ch

Konzept und Redaktion:
Markus Stromer (str); Josef Gisler (gis)
Text: Beat Eberschweiler (ebe), Markus Graf (gra),
Beat Horisberger (hor), Nina Hüppi (hüp),
Gabi Meier Mohamed (mei), Regula Michel (mic),
Thomas Müller (mul), Yvonne Reich (rei),
Hermann Schöpfer (sch), Andrea Tiziani (tiz)

Bilder: Archäologie und Denkmalpflege Kanton Zürich
(A+D), Martin Bachmann (Fotograf A+D),
Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich BAZ
oder gemäss Angabe

Bildredaktion: Martin Bachmann (A+D)
Gestaltung: Roland Ryser, Zürich, zeichenfabrik.ch

Druck: Fineprint AG Stallikon
www.fineprintag.ch

Auflage: 4500 Expl.

Juli 2013